

Das Verdienst des Bandes ist zweifellos die überaus reichhaltige Zusammenstellung von Stimmen, d.h. Autor*innen und Quellen aus Afrika. Das Buch hat fast schon einen enzyklopädischen Charakter. Es bringt den Leser*innen die afrikanischen Autor*innen näher und macht sie bekannt, denn viele der aufgeführten Schriftsteller*innen sind hierzulande nur Fachleuten bekannt. Darüber hinaus besticht es durch seinen durchweg sachlichen Tenor; es verzichtet bewusst darauf, Stellung zu beziehen, gleichwohl schimmert eine fortschrittlich liberale Grundhaltung durch. Die inhaltsreichen, oft dicht geschriebenen Texte sind anspruchsvoll; man lernt viel, aber das Buch ist beileibe keine Nachttischlektüre. Ergänzt wird dies durch das ausführliche, fast zwanzigseitige Literatur- und Quellenverzeichnis am Ende des Buches.

Theo Mutter (†)

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v44i1.11>

Kevin Ochieng Okoth: *Red Africa. Reclaiming Revolutionary Black Politics*. New York, US-NY, & London: Verso 2023, 160 Seiten

In seinem 2023 erschienenen kompakten Buch versucht sich Kevin Ochieng Okoth an einem Überblick schwarzer marxistischer Politik auf dem afrikanischen Kontinent, welche sich von autoritären, teils sozialdemokratischen Projekten à la *african socialism* unterscheiden. Hierzu führt er zuerst in die derzeit beliebten Varianten post-kolonialer Diskurse um Afro-Pessimismus und Dekolonialer Theorie ein und unterzieht beide einer überzeugenden grundlegenden Kritik.

Für den in den USA theoretisierten Afro-Pessimismus ist anti-schwarzer Rassismus „weder historisch noch kontingent, d.h. er kann nicht dadurch überwunden werden, dass man sich mit den Belangen Schwarzer Menschen in der politischen Sphäre befasst.“ (ix) So ist Schwarzsein „eine ewige Bedingung, die die Beteiligung Schwarzer Menschen an der Politik ausschließt und sie zu einem Leben des ‚sozialen Todes‘ verdammt.“ (ebd.) Dies wird von Afro-Pessimist:innen mit der anhaltenden und sich verschärfenden Gewalt gegen schwarze Menschen in den USA begründet – die Bürgerrechts- sowie die *Black Power* Bewegung der 1950er bis späten 1970er Jahre hätten an diesem gewalttätigem Status Quo nichts signifikantes verändert. Demnach werde Afrika reduziert auf den „Ort, von dem aus versklavte Schwarze nach Amerika verschifft wurden, um dann auf dem Weg zu den Plantagen... entmenschlicht zu werden.“ (x) So reduziere Afro-Pessimismus „die Geschichte eines ganzen Kontinents auf ein einziges traumatisches Ereignis“ (ebd.). Dabei spiegelten afro-pessimistische Theoretiker:innen „dieselbe phantastische Sichtweise auf Afrika wider, die den Kontinent in den Hintergrund treten lässt und ihn als leere Schiefertafel anbietet, auf die wir unsere eigenen Erzählungen, Mythen und Überzeugungen prägen können, was uns so oft daran gehindert hat, seine Realität besser zu verstehen“ (ebd.).

Ähnlich wie Afro-Pessimismus führe Dekoloniale Theorie, wie sie sich zuerst an Universitäten des Globalen Nordens hegemonial ausgestaltet habe, zu einer „Ausradierung des antikolonialen Marxismus in Afrika“ (xi). Hier finde eine „ähnliche Abkehr von der Politik der nationalen Befreiung und des Marxismus“ statt (ebd.). In den öffentlichen Diskussionen „über die Entkolonialisierung der Museen oder

der Universitäten“ beziehe man sich stets auf diesen Theoriestrang, der ähnlich wie Afro-Pessimismus dem Marxismus per se Eurozentrismus vorwirft (ebd.). Dieses Argument widerlegt Okoth durch Rekurs auf diverse schwarze Marxisten, wie Frantz Fanon oder Walter Rodney: Der Marxismus sei universell, müsse jedoch lokal verankert werden. Die Perspektive menschlicher Befreiung dürfe dabei aber nie aus dem Blick geraten und beispielsweise zu einer afrozentrischen „afrikanischen Befreiung“ verkommen. Nach Okoth schafft Dekoloniale Theorie eine „Distanz zwischen den aktuellen Debatten und dem historischen Ereignis“ der anti-kolonialen Befreiungskämpfe, welche zentral von marxistischen Ideen geprägt waren. Daher fragt er zurecht: „Was bedeutete ‚Dekolonialisierung‘ überhaupt, wenn sie ohne Bezug auf die nationale Befreiung angewendet wurde? Und welche Ressourcen bot sie denjenigen, die gegen den Imperialismus im globalen Süden kämpfen?“ (ebd.)

Seine Auseinandersetzung mit Cedric Robinsons *Black Marxism* ist wiederum ernüchternd, auch wenn er dessen Lesart eines rigiden deterministischen Marxismus zurückweist (41). So führt Okoth korrekt ein, dass Karl Marx sich selber bereits mit nicht-westlichen Gesellschaften beschäftigt und in seinem späteren Werk das revolutionäre Potenzial von Klassenformationen, die nicht das westliche Industrieproletariat seien, reflektiert habe (ebd.). Zu realisieren sei es jedoch nur in Zusammenarbeit mit dem Industrieproletariat unter sozialistischer Führung. Trotz dieser Einsichten übernimmt Okoth unkritisch zentrale transhistorische Prämissen zur Herausbildung von Rassismus bei Robinson – Rassifizierung habe es bereits in der Antike gegeben, mittelalterliche europäische Klassengesellschaften seien bereits durchweg von rassifizierenden Elementen durchzogen gewesen usw. (46).

Überzeugend wiederum ist Okoths Verortung der diasporischen, francophonen *Négritude*-Bewegung in eine Reihe von schwarzen Diaspora-Aushandlungen, welche sich viel mehr mit sich selbst und den Metropolen als mit dem afrikanischen Kontinent, dessen ökonomischen sowie sozial-politischen Realitäten beschäftigten (65ff). Auch seine Kritik an einer beliebten rein psychoanalytischen Lesart des martinikanischen Marxisten Frantz Fanon (eine Lesart, die im deutschsprachigen Raum vor allem von Grada Kilomba popularisiert wurde) und der Depolitisierung seines anti-kolonialen Marxismus ist in Zeiten, in denen Fanon an deutschsprachigen Universitäten seit Jahrzehnten als rein post-kolonialer Theoretiker gelesen wird, besonders willkommen (79ff).

Bei Okoth scheint die Unterscheidung von post-strukturalistischen, post- und dekolonialen Diskussionen zu den in verschiedenen marxistischen Traditionen verankerten anti-kolonialen Debatten zentral. Insgesamt ist der Versuch, einen Überblick über marxistische Strömungen auf dem afrikanischen Kontinent und konkret linke Kritiker afrikanischer staatssozialistischer Projekte hervorzuheben, ein wichtiges Unterfangen. Da Okoth jedoch nur überblicksartig ein paar dieser Projekte nennt und die meisten theoretischen und programmatischen Inhalte und politischen Widersprüche seiner Protagonisten eines Roten Afrika nur oberflächlich einführt, lädt das Buch eher dazu ein, sich intensiver mit international wenig beleuchteten afrikanischen politischen Figuren wie Amílcar Cabral oder Andrée Blouin zu beschäftigen. Denn deren Aushandlung von Marxismus nicht nur während der sogenannten afrikanischen

Unabhängigkeits-Phase in den 1950er bis 1970er Jahren, sondern auch während und nach der Aufspaltung der Kommunistischen in eine Dritte (stalinistische) und eine Vierte (trotskistische) Internationale in den 1930er Jahren sowie nach der chinesisch-sowjetischen Spaltung in den 1960er Jahren und im Kalten Krieg beleuchtet das Buch nur ungenügend.

Eleonora Roldán Mendivil

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v44i1.12>

Michaela Douth: *Women Workers in the Garment Factories of Cambodia. A Feminist Labour Geography of Global (Re)Production Networks*. Berlin: regiospectra Verlag 2022, 350 Seiten

Die Autorin will mit dieser Studie über Arbeiter*innen in der Bekleidungsindustrie Kambodschas Grundlagenarbeit für eine feministische Arbeitsgeographie leisten. Dazu nimmt sie konsequent einen Perspektivwechsel vor: Ihre Forschung stellt jenseits der kapitalistischen Strukturlogik der transnationalen Organisation von Textilerstellung die soziale Reproduktion und das Alltagshandeln einzelner Akteurinnen ins Zentrum. Der theoretische Rahmen für diesen Forschungsblick von unten ist das Konzept von multi-skalaren dynamischen „Global (Re)Production Networks“. Es fokussiert auf die Wechselbeziehungen zwischen den binär konstruierten Räumen von Arbeitsplatz und Haushalt, Produktion und Reproduktion, formell und informell, weibliche und männliche Arbeitsfelder sowie auf die multiplen (re)produktiven Identitäten, die vieldimensionalen Sozialbeziehungen der Arbeiter*innen und komplexe – nicht nur ökonomische – Machtverhältnisse.

Ihre partizipative qualitative Forschung präsentiert Michaela Douth als eine Erzählung über das Eintauchen in die Lebensverhältnisse der Textilarbeiterinnen im Herkunftsland ihres Vaters, über eine Annäherung mit forschungsethischen Reflektionen und Emphase und über das Eingehen einer sozialen und politischen Beziehung zu den Frauen, deren Arbeitskämpfe 2013 weltweite Beachtung fanden. Für den methodischen Blick von unten wählte sie einen feministischen *action-research*-Ansatz, führte qualitative, biographische Interviews durch und initiierte mit Gruppendiskussionen Überlegungen zu Solidarisierung. Dabei besteht weder eine scharfe Trennung zwischen Theorie und Praxis noch zwischen der Forscherin und den Beforschten. Weil Douth *action research* mit dem politischen Ziel verbindet, Optionen für Veränderung und Problemlösung zu sondieren und damit über positivistische Wissensgenerierung hinausgeht, sind Gemeinsamkeiten und Organisation, Koalitionen und Solidaritäten für sie von besonderem Interesse. Im Prozess wird die Forschung für die Dissertation zunehmend zum gemeinsamen Projekt, die Textilarbeiterinnen werden zu „Ko-Forscherinnen“.

Douth hat zwei Zyklen von Forschung und Theoriebildung durchgeführt, jeweils vor und nach den Streiks. Ihre Leistung besteht darin, die Erkundungen und Ergebnisse mit einer durchgängigen Perspektive sozialer Reproduktion nach Thiti Bhattacharya (2017) zu theoretisieren. Dabei reformuliert sie vier Konzepte: